 Soziologische Revue 2025; 48(4): 465–468

Einzelbesprechung
Wissenschaftsfreiheit

Michael R. Müller / Jürgen Raab / Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), Gewagtes Wissen: Eine wissenschaftliche Selbstreflexion. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2024, 150 S., br., 34,90€

Besprochen von **Dr. Benedikt Fecher:** Alexander von Humboldt Institut für Wissenschaft und Gesellschaft & Wissenschaft im Dialog, E-Mail: fecher@hiig.de

https://doi.org/10.1515/srsr-2025-2030

Schlüsselwörter: Wissenschaftsfreiheit, Wissenschaftskommunikation, Wissenskritik

Der von *Michael R. Müller*, *Jürgen Raab* und *Hans-Georg Soeffner* herausgegebene Band *Gewagtes Wissen. Eine wissenschaftliche Selbstreflexion* geht aus einem Symposium hervor, das 2019 am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen unter dem Titel „Offenheit und Labilität. Über die Möglichkeit von Wissenschaft“ stattfand und später um einige Beiträge ergänzt wurde. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass Wissenschaft weder voraussetzungslos noch beliebig, wohl aber prinzipiell offen ist – eine Offenheit, die sowohl die Grundlage ihrer Innovations- und Wandlungsfähigkeit als auch die Ursache ihrer Labilität bildet. Wissenschaftliche Forschung sei von dem Wagnis getragen, Grenzen zu überschreiten, ein Risiko, das nicht trotz, sondern wegen seiner Ungewissheit produktiv sein kann. Die Herausgeber plädieren im Vorwort mit Recht für eine kontinuierliche Selbstreflexion, um Verkrustungen und unbedachter Entgrenzung in den Wissenschaften vorzubeugen.

Der Band entstand vor der COVID-19-Pandemie und den jüngsten Krisenerscheinungen liberaler Demokratien und adressiert doch ein Thema von Aktualität: die Dynamiken an den Grenzen der Wissenschaft. Ob Angriffe auf die Freiheit und Autonomie der Wissenschaft, der medientechnologische Wandel oder die Inanspruchnahme der Wissenschaft für nicht-wissenschaftliche Probleme sowie die veränderte Selbstverortung von Forschenden: All diese Entwicklungen führen die Hauptthese des Bandes vor Augen, nämlich dass die Offenheit der Wissenschaft ihr Wesen ausmacht, aber eben darin auch ihre Verletzlichkeit liegt. Die in den Beiträgen enthaltenen Perspektiven bieten hinreichend Reflexionspotenzial, das weit über Gegenwartsdiagnosen hinausweist.

Einige seien hier exemplarisch genannt: *Rudolf Stichweh* beschreibt in seinem Beitrag “Theorie der Wissenschaftsfreiheit” die Entwicklung des Konzepts von ei-

Open Access. © 2025 bei den Autorinnen und Autoren, publiziert von De Gruyter. Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

nem Schutz privilegierter Lebensformen hin zu einer Semantik der Autonomie (Stichweh, S. 23–42). Letztere impliziert eine weitgehende Selbstorganisation der Wissenschaft, die auch als strategische Notwendigkeit im Umgang mit neuen Abhängigkeiten verstanden werden kann. Zentral ist dabei das Bild einer responsiven Wissenschaft, die sich an gesellschaftlichen Problemlagen orientiert und zugleich ihren schützenden Kern grundlegender Normen bewahrt, welche die eigene Grenzarbeit prägen. Die Freiheit, sich zu öffnen, so ließe sich daraus schließen, muss der Wissenschaft zugestanden werden. Laut *Stichweh* beginnt die eigentliche Gefährdung dort, wo autoritäre Regime den Möglichkeitsraum wissenschaftlicher Selbstbestimmung einschränken. Er adressiert damit die von *Strohschneiders* Beitrag „Szientokratische Anti-Politik" (Strohschneider, S. 58–68) skizzierte Gefahr, dass Wissenschaft durch die Übernahme politischer beziehungsweise nicht-wissenschaftlicher Fragen überfordert werden könnte. Problematisch ist demnach weniger die Orientierung an nicht-wissenschaftlichen Fragen als eine allzu übergriffige politische Steuerung. *Stichwehs* Diagnose ist klar: Autonome Wissenschaft ist auf Demokratie angewiesen und Demokratie auf Wissenschaft als Wahrheitsinstitution.

Wolfgang Rohe beschreibt in seinem Beitrag „Aussen Vor", wie an den Grenzen der Wissenschaft neue Konfliktlinien entstehen, etwa durch das Wachstum der Wissenschaft, die verstärkte Ausrichtung auf gesellschaftliche Herausforderungen und die verkürzten Abstände zwischen Erkenntnis und Anwendung (Rohe, S. 43–56). Wissenschaft wird heute nicht mehr nur an internen Qualitätsmaßstäben, sondern zunehmend auch an gesellschaftlicher Relevanz gemessen, was ihr Leistungsspektrum erweitert und ihr Selbstverständnis nachhaltig verändert. *Rohe* plädiert dafür, dass Wissenschaftler:innen ihren Möglichkeitssinn nicht nur in die Problempflege, sondern auch in das Erarbeiten von Lösungsoptionen für gesellschaftliche Probleme investieren. So kann Wissenschaft ihre Autonomie wahren und zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen beitragen. *Rohes* Beitrag ergänzt damit die Überlegungen von *Stichweh* um die Einsicht, dass Wissenschaft ihre Freiheit aktiv nutzen und fortwährend ihre Grenzen erproben muss.

Nicolas Pethes systemtheoretisch fundierter Beitrag verortet sich in den Science Studies, die Wissenschaft als nachträgliches Konstrukt eines hybriden, kontingenten und störungsanfälligen Prozesses verstehen (Pethes, S. 121–135). Wissen erscheint darin als historisch situierte Aktualisierung innerhalb variabler Möglichkeitsräume. *Pethes* greift auf Ernst Machs Methode der Variation, Foucaults diskurstheoretische Begrenzung des Sagbaren und François Jacobs Konzept einer epistemologischen Offenheit zurück, in der Wissenschaft als Spiel der Möglichkeiten verstanden wird. Auch bei Luhmann ist die Variierbarkeit des Möglichen zentral: Kommunikation, auch über wissenschaftliches Wissen, wird als Auswahl aus einem Pool potenzieller Aussagen verstanden, und die Aufgabe der Wissenschaft

auch als die Reorganisation des Möglichen. Vollständige Erkenntnis wäre in dieser Logik nicht Ziel, sondern Ende von Wissenschaft, denn nur die Offenheit für alternative Möglichkeiten ermöglicht ihre Fortsetzung.

Aus einer Reihe lesenswerter Beiträge des Bandes ragt jedoch *Renate Lachmanns* Text "Statt Wissenschaft – Heilslehre" zur Geschichte der russischen Geistes- und Sozialwissenschaften hervor, dessen tagesaktuelle Relevanz wohl nicht geplant war, aber kaum zu übersehen ist (Lachmann, S. 93–117). Sie beschreibt, wie sich die russische Geistes- und Sozialwissenschaften zu einem zivilisatorischen Erklärungs- und Identitätsmodell entwickelt haben, gestützt auf ein wirklichkeitsfernes, teils esoterisches Vokabular, das an eine Heilslehre erinnert und ein ideologisches Gefüge stützt. Man muss nicht nach Russland blicken, um Muster dieser Art der Aushöhlung von Wissenschaft zu erkennen – auch in liberalen Demokratien zeigen sie sich, etwa wenn das *National Endowment for the Humanities* in den USA nationale Geschichtsbilder und symbolträchtige Denkmäler für den 'National Garden of American Heroes' anlässlich des 250. Unabhängigkeitstags fördert.

Irritation ruft beim Rezensenten der Beitrag "Balanceakt" von *Christian Bermes* hervor, dessen Analyse des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik in der Forderung mündet, Wissenschaftskommunikation Journalist:innen und Lehrer:innen zu überlassen (Bermes, S. 69–82). Dieser Vorschlag wirkt inkonsistent und geradezu bevormundend, da er sowohl die in den vorherigen Beiträgen betonte Eigenlogik wissenschaftsbezogener Kommunikation als auch die Freiheit der Forschenden, über den Grad ihrer Offenheit selbst zu entscheiden, ignoriert und auch nur dann plausibel wäre, nähme man ausgerechnet das im Beitrag zurecht kritisierte Grundsatzpapier des Ministeriums als Maßstab. Der Forschungsstand zur Wissenschaftskommunikation bleibt bei *Bermes* ebenso unberücksichtigt wie in den übrigen Beiträgen – ein klares Defizit in einem Band, der diesen Begriff prominent im Titel eines Hauptteils trägt und interdisziplinären Anspruch erhebt.

Trotz vieler instruktiver und zeitlos wichtiger Beiträge bleibt der Band in drei Punkten hinter seinen Möglichkeiten zurück. Erstens fehlt eine übergeordnete Klammer, die die thematische und analytische Heterogenität der Beiträge überzeugend zusammenführt. Die Zweiteilung des Bandes wirkt dadurch arbiträr und wenig trennscharf. Umso bedauerlicher ist, dass das im Vorwort postulierte ‚unauflösliche Spannungsgefüge', zwischen dem Infragestellen des Selbstverständlichen und seiner Einpassung in etablierte Routinen, lediglich behauptet, aber nicht mithilfe der Vielzahl an Beiträgen analytisch greifbarer wird. Zweitens wird Wissenschaft zumeist im Singular verhandelt, wodurch die epistemisch bedeutsame Pluralität der Wissenschaften und die damit verbundenen unterschiedlichen Vulnerabilitäten aus dem Blick geraten. Gerade im Kontext politisierter Kritik und Instrumentalisierung trifft dies etwa geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen mit besonderer Härte, wie allein *Lachmanns* Beitrag eindrücklich vor Augen führt. Angesichts

der selbst zugeschriebenen Bedeutung der Geistes- und Sozialwissenschaften für die wissenschaftliche Selbstreflexion ist das verwunderlich. Drittens bleibt die Reflexion grundlegender Transformationen, insbesondere der Reorganisation digitaler Infrastrukturen für die Kommunikation mit und über Wissenschaft, unterbelichtet. Dafür ist auch der Zeitpunkt des Symposiums im Jahr 2019 keine ausreichende Entschuldigung.

Der Band will mehr, als er letztlich einzulösen vermag, und legt damit selbst jene Unsicherheit im Umgang mit Offenheit offen, die er eigentlich zu reflektieren beabsichtigt. Er nähert sich einem wichtigen Thema, verzichtet jedoch fast schutzhaft darauf, das komplexe Spannungsfeld aufzulösen oder zu operationalisieren, und bleibt in einer diskursiven Form, die vor allem für Kenner der deutschsprachigen Wissenschaftssoziologie zugänglich ist. Das ist legitim, aber auch bedauerlich. Angesichts der intellektuellen Autorität der Autor:innen hätte man sich ein klareres Bild der gegenständlichen Grenzen und ich persönlich auch mehr Mut zu deren Überschreitung gewünscht. Vielleicht ein Thema für das nächste Symposium.